

(Nachdruck verboten.)

1) Clementine Holm.

Eine Frauenstudie von Gabriele Reuter.

Frau Clementine Holm wohnte in einem Hause, dessen rechte Seite das Frestogemälde eines Drachens mit blauem Kopf und gelbem Schweif zeigte, während sich links von der Eingangstür drei Mandarinenbäume und eine große Sonne mit einem Menschengesicht befanden. Frau Clementine war begeistert von diesen primitiven Malereien und hatte das Haus nur um ihretwillen gewählt, trotzdem seine Lage im Levantiner Viertel unbequem war und auch nicht für *comme il faut* galt. Sie hatte eine Neigung zum Ungewöhnlichen und gab der der deutschen Kolonie in Alexandrien einige Jahre hindurch reichlichen Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen; bis sie dann stiller wurde und endlich ganz still.

Nicht, daß sie aufregende Liebesabenteuer gehabt hätte, was ja bei einer noch ansehnlichen Witwe von üppigen Formen und mit schönen braunen Augen nicht unerhört gewesen wäre. Aber schon der Umstand, daß sie meist — in ihrem Hause immer — barfuß und in langen, weiten, wallenden Gewändern von leuchtenden Farben einherwandelte, erregte bei den deutschen Frauen, die eine solide, ehrbare Sitte unter dem fremden Mißgeschick hoch zu halten wünschten, einigen Anstoß. Frau Holms lebhaftes Temperament suchte Beschäftigung und fand sie in der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, die sie auf ihre eigene, etwas romantische und gewaltsame Weise betrieb. Sie weigerte sich standhaft, Mitglied des Deutschen Nähvereins zu werden, weil sie befürchtete, der Schlag könne sie dort vor langer Weile rühren. Sie that nichts für das Diakonissenhaus, dieses Lieblingkind der Kolonie, und ihr Name fehlte regelmäßig auf den Sammelbogen für die protestantische Kirche. Sie bestand sich stets in Opposition zu dem, was offiziell vorge schlagen wurde. Dagegen hatte sie eine ganze Reihe von Privatschülern, für die sie wirkte und schaffte. Bald stöberte sie irgend ein illegitimes junges Paar auf, das weder Glück noch Stern gehabt hatte und gerade am Verhungern war, als sie mit köstlichen Fleischgelees und Hühnerpasteten eigner Fabrikation anrückte. Bald war es gar die ganze kinderreiche Familie eines verkrachten Kaufmanns, für die gesorgt, genährt und gekocht werden mußte. Bald war es ein unfähig talentvoller Musiker, den sie dem Schicksal entriß, in einem Comptoir sein Brot verdienen zu müssen, indem sie ihn ohne Bedenken für ihren Ruf in ihr Haus aufnahm, mit ihm vierhändig spielte und ihm aus ihrer Chaiselongue-Decke von braunem Peluche einen Rock machen ließ, welchen der Unglückliche bei dem Konzert, das sie für ihn arrangierte, tragen mußte. Junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechts, die in der Hafenstadt nach irgend einer Existenz suchten, waren ihre bevorzugten Protégés. Ihnen eine Anstellung zu verschaffen war Frau Holm eine wahre Lust. In den Geschäftsjahren der großen Handlungshäuser, auf dem Konsulat, ja in den türkischen Ministerien, überall kannte man Frau Clementine Holm und empfand einen bangen Schrecken, wenn die umfangreiche Gestalt in ihren phantastischen Gewändern und großen, wogenden Hüte erschien und sich zu energischen Vorschlägen breit und wichtig in den ihr höflich gebotenen Sessel niederließ.

So kam es, daß Frau Holms Haus immer von Persönlichkeiten bevölkert wurde, die nicht gerade zu den sicher gefestigten Stützen der Gesellschaft gehörten und dem Ton in ihrem Salon einige lärmende und freie Noten verleihen.

Sie hatte ihre großen, weißgekleideten Ränne in einem romantisch-orientalischen Stil herausgeputzt, der mehr auf deutschen Künstler-Maskenbällen als im Orient selbst zu Hause ist.

Mit besonderer Freude drapierte sie junge Mädchen, die bei ihr aus- und eingingen, stehende Bonnen und Lehrerinnen, angehende Chansonnetten-Sängerinnen und Novizen für das Ballet der Kairiner Oper in die wunderbaren Stoffe und Schmucksachen. Die jungen Damen, die allmählich von ihr zusammengeschneppt waren, mußten zu der Beleuchtung bunter Papierlampen auf dem flachen Dache

des Hauses phantastische Stellungen einnehmen oder auch Tänze ausführen, zu denen Frau Holm begleitende Gesänge dichtete und komponierte. Unten auf der Straße sammelte sich bei solchen Gelegenheiten eine Menge von Arabervolk, das lachend die „Fantasia“ bewunderte und sich zuletzt kreischend und brüllend um die Reste des festlichen Imbisses prügelte, die Frau Holm ihm hinterwarf. Es geschah nun wohl, daß eines oder das andre der Mitwirkenden, von so viel Publikum erschreckt, sich weigerte, ferner an den Ausübungen teilzunehmen. Aber dann konnte Frau Clementine Holm sehr böse werden. Sie haßte „Meinlichkeiten“.

Entzog sie infolge solcher Zwistigkeiten einem Schülern plötzlich ihre Gunst, so ging dieser in der Stadt umher, hob die Schultern, machte eine wichtige, geheimnisvolle Miene und deutete an, daß die Dankbarkeit ihm zu reden verbiete, sonst . . .

Selbst Leute, welche die warmherzige, impulsive Frau hochhielten, verstanden es zuletzt nicht mehr, daß sie es nicht müde wurde, sich von undankbaren jungen Menschen zum Narren halten zu lassen. Es begannen Stimmen laut zu werden, die ihrer Güte gegen Jünglinge zwischen siebzehn und vierundzwanzig Jahren böse Gründe unterjochten.

Frau Clementine Holm pflegte zuweilen weich und wehmütig zu sagen: Vielleicht hilft eine andre gute Seele dafür auch meinem Ottokar, wenn er in Not ist. Aber das rührte niemand, denn man glaubte nicht recht an diesen Ottokar, von dessen Existenz die eigene Mutter, wenn man sie danach ausforschte, nur einen höchst unbestimmten Begriff zu geben vermochte. In Wahrheit hatte er seit zehn Jahren nichts von sich hören lassen. Aber das sagte Frau Holm niemand. Auch nicht, wie sehr ihr ganzes Thun und Lassen durch diesen schemenhaft gewordenen Sohn regiert wurde. Die kirchlich durchaus freidenkende Frau hatte den mythischen Glauben, daß sie auf eine ihr selbst unerklärliche Weise durch ihre Liebe in die Ferne wirken und das Schicksal ihres Ottokar durch ihr Handeln beeinflussen könne. Selbst von einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Schönheit, welche vielleicht in irgend einem schlummernden Talente ihren Grund hatte, beunruhigt, war es allmählich zur fixen Idee bei ihr geworden, daß ihr junge seinen Pensionsektorn in Deutschland entflohen war, weil das trübe Alltagsdasein eines Gymnasiasten seinem schwärmerischen Geist unerträglich gewesen sei, daß er nun, ein Pilger auf den Pfaden der Romantik, die Erde durchstreife. Mit lebendiger Phantasie nährte sie den Traum: was die weite Welt ihm nicht geboten, solle er, wenn er endlich heimkehren würde, bei seiner Mutter finden. Darum ging ihr Sinnen und Trachten immerwährend darauf, ihr Haus zu einem Hort der Schönheit und der Heiterkeit zu gestalten.

Der Ottokar, von dessen Männlichkeit, Intelligenz, Feinsichtigkeit und Güte sie unaufhörlich sprach, ohne das mindeste davon zu wissen, wurde ihren jungen Mädchen, all diesen hübschen, auf schwankem Boden mühsam sich aufrecht haltenden Kindern als ein ferner wunderbarer Vogelfeld zur Tugend gezeigt. . . „Denn natürlich für meinen Ottokar kann ich nur eine tadellos anständige Frau brauchen — also merk's Euch!“

Ein „himmlisches Geschöpf“, welches Frau Holm besonders ins Herz geschlossen hatte, weil ihre jede Anmut sie entzückte, merkte sich's leider nicht. Sie hielt den Ottokar auch für eine Mythe und zog nach kurzer Zeit der Protektion von Frau Holm die eines reichen englischen Jungesellen vor.

Frau Holm weinte bittere Thränen über die Verlorene. Dann meinte sie zu ihren andren Gästen: Daß es ein reicher Mann ist, finde ich gemein. Ich hätte sie einem armen, schönen Künstlerjungen gegönnt. Auch dieses „Wort“ fand seinen Weg in die Öffentlichkeit. Das Künstlerische stand nun aber in der Kolonie, die wie alle überseeischen Kolonien in ihren Familien ein arbeitames und etwas nüchternes Element repräsentieren, nicht gerade in hohem Ansehen. Man rechnete es noch so ziemlich zum Bagatellverdienst. Hätte man nicht den verstorbenen Herrn Holm als einen tüchtigen und soliden Kaufmann gekannt, man hätte seine Witwe wohl ganz mit ihren Schülern identifiziert. Man zog sich mehr und mehr von ihr zurück. In seinen Lebzeiten hatte sie sich in ihrer Eigenart nicht so gehen lassen dürfen. Er hatte wohl auch den Jungen ihrem Einfluß entziehen wollen und ihn

des Jals so früh nach Deutschland in Pension gehen, meinten die Leute.

Frau Holm sprach niemals über ihren Mann. Sie konnte es ihm nicht eine Stunde lang vergessen, daß es ihr mißlungen war, die Spur des entflohenen Sohns wiederzufinden. Sie haßte sein Andenken, wie ein leidenschaftliches Weib nur haßen kann.

An einem glühenden Chausintage, den sie hinter dicht verschlossenen Jalousien, auf dem Divan liegend, zugebracht hatte, einen Turban von nassen Tüchern um den Kopf gewickelt, versiel sie aus einem Zustande von nervöser Angst und Aufregung gegen Abend in eine sonderbare Apathie. Und endlich mußte sie wohl eingeschlummert sein und geträumt haben. Oder war es eine Hallucination? Sie ist sich selbst darüber niemals ganz klar geworden. Genug, sie sah ein Bild: In ihrem Salon, in dem sie lag, stand vor dem Klavier, wie vor einem Altar, ein junges Paar, bereit zur Trauung. Der Mann war hoch gewachsen und besaß eine große Nase; das Gesicht des Mädchens konnte sie nicht unterscheiden, sie trug nicht das übliche weiße Brautkleid mit dem grünen Kranz, sondern Rosen im Haar und rosenrote Gewänder. Auch das Klavier war mit Rosen- und Geranien-Quirlen geschmückt, Kerzen brannten, ein Prediger im Talar schlug eine Bibel auf.

Ein Gefühl von beinahe kindlicher Glückseligkeit durchströmte Frau Holms Herz. Sie blieb liegen, ohne sich zu rühren, um die Gewißheit länger zu genießen, daß sie ihren Sohn wiedersehen werde. . . .

Wie es denn wohl Wirkungen in die Ferne giebt, mochte der Traum eine solche gewesen sein. Durch Vermittelung des Konsulats gelangte nach ungefähr einer Woche ein Brief in die Hände von Frau Holm, in dem ihr Sohn zum erstenmale seit seiner kindischen Flucht Nachricht von sich gab und ihr mitteilte, er hoffe, sie im nächsten Jahre besuchen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Forschungen über Wärmestrahlung und Temperatur der Sonne und ihre Bedeutung.

Man sagt heute keinem naturwissenschaftlich Gebildeten etwas Neues, wenn man ausspricht, daß jegliche Kraft oder Energie, die tagtäglich auf der Erde verbraucht wird, von der Sonne stammt und mit deren Strahlen herabgekommen ist. Die Kraft, die in der sturmbewegten Luft sich geltend macht und die Meereswogen aufstürmt, die mechanische Energie, die den Riesendampfer durch Wind und Bogen seinem Ziele entgegen zwingt, ebensowohl wie die Kraft, die zur Ausführung jeder menschlichen und tierischen Bewegung verbraucht wird, sie entspringt der Sonne und wird ununterbrochen wieder erzeugt durch die Energiestrahlung des leuchtenden Tagesgestirns. Ohne diese Kraftspenden der Sonne gäbe es auf der Erde keine Bewegung und selbst die Luftwürde in Gestalt einer festen Dede auf der Oberfläche müdes Planeten bewegungslos ruhen. Alle Pracht und Herrlichkeit auf Erden, der ganze Reichtum der Kultur bildet nichts anderes als umgewandelte Formen der Sonnenenergie, die im Lauf der Zeiten hinweg aufgespeichert worden und ein Kapital sind, von dem der Mensch zehrt.

Die Energiestrahlung der Sonne fließt der Erde in Gestalt von Schwingungen des Weltäthers zu und äußert sich je nach der Länge dieser Schwingungen oder Wellen spezifisch verschieden, nämlich als Wärme, Licht, chemische und elektrodynamische Wirkung. In mannigfacher Hinsicht die wichtigste Kraftspende der Sonne ist aber ihre Wärmestrahlung, und deren möglichst genaue Erforschung bildet eine der Aufgaben, mit denen sich die heutige physikalisch-astronomische Wissenschaft beschäftigt. Die nächste Frage, um deren Beantwortung es sich hierbei handelt, betrifft die Menge oder den Betrag der Energie, welche die Sonne der Erde in Gestalt von Wärme spendet. Diese Frage bildet ein schwieriges Problem, weil ein Teil der Sonnenstrahlung von der Atmosphäre aufgenommen wird, also nicht den Boden erreicht, und weil ferner diese Absorbierung für die verschiedenen Wellenlängen verschieden ist, sowie außerdem sehr von dem Gehalt der Luft an Wasserdampf abhängig bleibt. Indessen ist es doch gelungen, diese Schwierigkeiten in der Hauptsache zu überwinden und den Betrag der Sonnenstrahlung frei von der Beeinflussung durch die Atmosphäre annähernd zu ermitteln. Hiernach strahlt die Sonne so viele Wärme aus, daß diese bei feinstrechtem Auffallen ihrer Strahlen in jeder Minute auf jedem Quadratcentimeter der Erdoberfläche 1 Gramm Wasser um 4 Grad Celsius erwärmen würde. Auf den ersten Blick scheint dies Wärmequantum nicht eben groß zu sein, in Wirklichkeit ist es ungeheuer; denn auf das Jahr berechnet, würde diese Wärme ausreichen, um eine die ganze Erdoberfläche bedeckende Eisschicht von 67 Meter Dide zu schmelzen. Indessen ist diese gewaltige Energiemenge nur ein verschwindend kleiner Teil der

gesamten Wärme, welche die Sonne ununterbrochen in den Weltraum ausstrahlt. Denn wie eine einfache mathematische Betrachtung zeigt, muß diese gesamte Wärmestrahlung der Sonne 2200 Millionen mal größer sein, als der auf die Erde entfallende Teil. Bestände daher der ganze Sonnenball aus Steinkohle, so würde deren Verbrennung nur ausreichen, die Wärmestrahlung der Sonne für einen Zeitraum von 21 000 Jahren zu decken. Niemand kann aber bezweifeln, daß die Sonne älter als 21 000 Jahre ist und selbst älter als das Zehnfache oder sogar Hundertfache dieses Zeitraums, auch hat sich, so weit die Menschengeschichte reicht, keine wahrnehmbare Verminderung der Sonnenwärme gezeigt. Wir müssen daraus schließen, daß die Zustände auf der Sonne, welche diese langdauernde und gewaltige Wärmespendung ermöglichen, ganz eigentümliche sind; es muß eine Quelle existieren, die den Wärmeverlust der Sonne, wenigstens soweit menschliche Erfahrung reicht, ausgleicht.

Frägt man zunächst nach der Temperatur der Sonne, so berührt man wieder ein Problem von größter Schwierigkeit. Wir können auf diese Temperatur nur aus der Größe der Wärmestrahlung an der Erdoberfläche schließen; zu diesem Ende aber muß nicht nur das Strahlungsgesetz, das die Beziehung dieser Wärmestrahlung zu der Temperatur der Sonne ausdrückt, genau bekannt sein, sondern wir müßten außerdem das spezifische Wärme-Ausstrahlungsvermögen der Sonnenmaterie kennen. Denn das Vermögen der Körper, Wärme auszustrahlen, ist sehr ungleich und hängt von der Beschaffenheit und dem Zustande ihrer Oberfläche ab, so daß zwei Körper von gleicher Temperatur sehr ungleiche Wärmemengen ausstrahlen können. Nun kennen wir hauptsächlich den Zustand der Sonnenphotosphäre, welche die Wärme ausstrahlt, nicht sicher. Diese Strahlung kann von festen oder flüssigen, sie kann aber auch von gasförmigen, unter starkem Druck stehenden Teilchen ausgehen; auch wissen wir nicht, wie sich das Vermögen der Wärme-Ausstrahlung der Körper bei sehr hohen Temperaturen, die wir künstlich nicht darstellen können, etwa ändert. Unter diesen Umständen können wir bestenfalls nur die Temperatur ermitteln, die ein absolut schwarzer Körper haben würde, der den gleichen, scheinbaren Durchmesser wie die Sonne und die gleiche Wärmestrahlung wie diese besitzt. Man bezeichnet diese als die effektive Sontemperatur. Die Berechnung auf Grund des oben angegebenen Betrags für die Wärmestrahlung der Sonne auf den Quadratcentimeter der Erdoberfläche ergiebt nach Professor Scheiner, dem wir hier durchweg folgen, den Wert von 7000 Grad Celsius als effektive Sontemperatur. Nun rührt über der Photosphäre der Sonne noch eine mächtige, aber milder heize Atmosphäre. Die Wärmestrahlen, die aus jener kommen, werden in dieser zum Teil zurückgehalten, so daß also weniger Wärme in den Raum hinausstrahlt, als der Temperatur der Photosphäre entspricht. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes findet Professor Scheiner als effektive Sontemperatur 7700 Grad. Dieser Wert ist als ein verhältnismäßig sehr genauer zu betrachten, wenigstens hält Scheiner für ausgeschlossen, daß er um 1000 Grad höher oder niedriger sein könne.

Der Wärmeverlust, den die Sonne durch ununterbrochene Strahlung erleidet, ist sehr groß, denn selbst unter den günstigsten Annahmen für die Wärmefapazität der Sonnenmaterie müßte die Temperaturabnahme durch Ausstrahlung so bedeutend sein, daß sie innerhalb der geschichtlichen Zeit sich deutlich bemerkbar gemacht hätte. Nichts dergleichen ist aber eingetreten, ja, vor einer Reihe von Jahrtausenden (während der Eiszeit) war das Klima in einem großen Teil der Erdoberfläche sogar erheblich kälter als heute. Es muß demnach eine Kraft vorhanden sein, die der Erkaltung der Sonne entgegenwirkt und sie fast völlig ausgleicht. In dieser Beziehung hat Robert Mayer schon vor vielen Jahren darauf hingewiesen, daß der Herabsturz von Meteoriten auf die Sonne deren Temperatur erheblich erhöhen müßte. Allein wenn dadurch der Ausfall, den die Wärmestrahlung verursacht, ersetzt werden sollte, so müßten die Meteorite so zahlreich sein, daß auch die Erde durch sie sehr merklich erhitzt würde, wovon doch nicht das geringste wahrzunehmen ist. Eine genügende Erklärung giebt dagegen die Helmholtzsche Sontheorie, die im Anschluß an die Kant-Laplacesche Hypothese über die Bildung des Sonnensystems mit wunderbarer Klarheit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Sonne erleuchtet. Die Sonne entstand vor Millionen Jahren aus einer Rebelmasse, die auch den Planeten ihr Dasein gab. Der im Mittelpunkt des Planetensystems befindliche Rest des Rebels ballte sich dort zu einer Kugel, deren Materie durch den Ballungsakt selbst in einen Zustand überaus hoher Glut geriet. Diese Glut strahlte ununterbrochen in den Weltraum aus, aber gleichzeitig verdichtete sich damit der centrale Nebelkern, bis er schließlich das Aussehen unserer Sonne annahm. Der Vorzug der Wärmeausstrahlung und die Zusammenziehung aber dauert auch jetzt noch fort, und die Zusammenziehung oder Verdichtung der Sonnenmaterie ist es, welche neue Wärme erzeugt und den Verlust durch Ausstrahlung deckt. Helmholtz hat durch Rechnung gezeigt, daß eine Zusammenziehung der Sonne um 0,0001 ihres Durchmesser der Wärmeverlust für 6000 Jahre decken würde. Eine solche Verminderung des Sonnendurchmessers ist aber so gering, daß sie selbst nach Jahrtausenden durch die schärfsten, heute möglichen Messungen von der Erde aus nicht wahrgenommen werden könnte. Dieser Wärme-Ausgleich gilt indessen für das Stadium, in welchem sich die Sonne gegenwärtig befindet, nicht aber für ihre früheste Zeit und ebenso wenig für eine sehr ferne Zukunft. Wie zuerst der Lagener Physiker Dr. Ritter nachgewiesen hat, muß bei einem im indifferenten (natürlichen)

Gleichgewichtszustande befundlichen und durch Strahlung sich zusammenziehenden Gasballe, wie solchen die Sonne bildet, zunächst eine Temperaturerhöhung stattfinden, welche die Erhaltung durch Wärme-Ausstrahlung überwiegt. Erst von einem gewissen Zeitpunkt ab überwiegt die Ausstrahlung und die Temperatur des Gasballes sinkt dann dauernd. Diesen Zeitpunkt hat die Sonne offenbar bereits hinter sich, sie hat den Höhepunkt ihrer Temperatur schon überschritten, aber, wie Prof. Scheiner sich ausdrückt, „noch nicht in dem Maße, daß die durch Contraction erzeugte Wärmesteigerung nicht noch näherungsweise die durch Ausstrahlung bedingte Abnahme zu ersehen im Stande wäre“.

Das Menschengeschlecht ist daher guten Muts und läßt die einfrige Abnahme der Sonnenwärme praktisch außer allem Betracht. Aber vom wissenschaftlichen Standpunkte ist die Frage nach dem Alter der Sonne als wärmestrahlenden Fixsterns und der noch möglichen Dauer ihrer Wärmestrahlung so wichtig als naheliegend. Nach beiden Richtungen hin sind natürlich allerdings nur Schätzungen zu erhalten. So findet Sir William Thomson auf Grund dynamischer Principien als sehr wahrscheinlich, daß die Sonne unsere Erde nicht während eines Zeitraums von 100 Millionen Jahren beschienen hat, und fast völlig gewiß, daß dies nicht während eines Zeitraumes von 500 Millionen Jahren geschah. Ebenso gelangt er zu dem Schluß bezüglich der Zukunft, daß die Bewohner der Erde nicht für eine große Zahl von Millionen Jahren auf die nötigen Licht- und Wärmemengen rechnen können. Spezieller kommt J. F. See durch eine Weiterentwicklung der Helmholtz'schen Somentheorie zu dem Ergebnisse, daß die Gesamtdauer der Sonnenstrahlung bis jetzt etwa 36 Millionen Jahre betrage und daß die gegenwärtig noch vorhandene Sonnenenergie nur für etwa 4 Millionen Jahre noch ausreichen werden. Man mag solchen speziellen Zahlenangaben mißtrauen, jedenfalls aber zeigen sie die Ordnung der Zahlengrößen an, um die es sich handelt. Gegenüber der geschichtlichen Dauer ist ein Zeitraum von einer Million Jahre unsagbar groß; er ist es aber nicht im Hinblick auf die Entwicklung der organischen Wesen während der verschiedenen geologischen Epochen, er ist es nicht im Vergleich zu der Ferne der Zeiten, da z. B. die Ablagerungen sich bildeten, zwischen denen heute der Rheinstrom in seinem Mittellauf fließt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Temperaturkurve der Sonne sich schon von ihrem höchsten Punkt abwärts neigte, als das erste organische Gebilde die Erdoberfläche belebte, und der bedeutendste Teil ihrer Energie war schon in den Weltraum ausgestrahlt, bevor ein menschliches Auge zum erstenmal von einem Lichtstrahl getroffen wurde. Wer dieses recht erwägt, wird unschwer zu einer richtigen philosophischen Auffassung des großen Dramas gelangen, das sich auf der irdischen Weltbühne abspielt. Im Morgenlicht der jungen Sonne breitete sich dieses Theater aus als eine tote Ginde; erst beim Abendglimm ihrer Strahlen erschienen die Schauspieler zu Spiel und Reigen, und sie werden damit fortfahren, bis Stille und Dunkel ihrem Treiben ein Ziel setzt. Dann verödet die Bühne; Stille und Tod breiten sich über sie aus, und ihre ganze Geschichte versinkt in absolute Vergessenheit.

(*Kölnische Zeitung.*)

Kleines Aeuilleton.

— **Publikationen in Frankreich vor Einführung der Tageszeitungen.** Etwa 40 Jahre nach dem Tode der Jungfrau von Orleans stellte ein Deutscher in den unterirdischen Kammern der Sorbonne in Paris eine Druckerpresse auf, und durch diese wurden die Erlasse des Königs, die polizeilichen Verordnungen und die wichtigsten Ereignisse der Provinz bekannt gegeben. Heiraten und Geburten im Königshause, Kriege, Friedensschlüsse und Bündnisse, alles was vorher der öffentliche Ausrufer dem Publikum mitteilte, kam nun durch die Druckerei der Sorbonne zur allgemeinen Kenntnis. Was früher der Ausrufer frei vorgetragen hatte, las er jetzt von gedruckten Blättern ab; Manuskriptschläge vermittelten dem Publikum alle öffentlichen Bekanntmachungen und boten reichen Stoff zur Unterhaltung. Zu diesen Anschlägen, der ursprünglichen Form des amtlichen Journals, gesellte sich bald ein neues Element, das der modernen Berichtserstattung zu Grunde liegt: es sind die aus einigen Blättern bestehenden Hefchen, die Festtageiten mancher Art und den Einzug des Königs in die Städte Frankreichs beschreiben. Das älteste ist von 1485 datiert. Es erzählt in Prosa und in Versen den prunkvollen Einzug Karls VIII. in Neuen. Seitdem wurden alle Siege und Niederlagen, alle Friedensschlüsse und Kriegserklärungen durch eine Menge solcher Hefchen öffentlich bekannt gemacht; die einen sind von der Regierung befohlen oder inspiriert, die andern stammen aus der Feder freimüthiger und unabhängiger Schriftsteller. Doch haben gedruckte Anzeigen und Hefchen nur für diejenigen Wert, die des Lesens kundig sind — an die Alphabeten wendete sich die Regierung und die Opposition mit Hilfe des chansons. Solche politischen chansons aus dem 14. und 15. Jahrhundert wurden zu Hunderten gesammelt. Das „Journal des Débats“ führt als besonders denkwürdig zwei an: das eine, offizielles Ursprungs, enthält die endlose Rhapodie, die durch Ludwig XII. seine Beziehungen zu England und zum Papst seinen Unterthanen bekannt giebt —, das andre ist ein Klagegedicht, in dem die lothringische Opposition den König Franz I., den Gefangenen von Pavia, lächerlich zu machen sucht. —

Litterarisches.

rw. Kinder der Nacht. Berliner Roman von Hans Schreiber. Berlin, Hugo Steinhilber. — Ein junger Journalist, von Fels ist kein Name, der in einer Berliner Redaction thätig ist, lernt eine Klavierlehrerin Waga Stein kennen. Er ist bald verschossen in sie; denn er hält sie für ein anständiges Mädchen, muß aber bald die trübe Erfahrung machen, daß sie ihn betriegt, und zwar mit einem Konsul aus dem Westen, dessen Geliebte sie ist und von dem sie ein Kind hat. Die Geschichte endet damit, daß Arnim von Fels sich „gründlich von seinem Idealismus für das Weibervolk geheilt“, von der Klavierjungfrau abwendet, während der Konsul ihr eine große Wohnung in der Krausenstraße mietet, woselbst sie „zum Vorhau der Sittlichkeit“ ein — Zahnstocher installiert. — Um diese einfältige „Handlung“, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen kann, gruppieren sich nur eine Menge Bilder aus dem Berliner Nachtleben, Szenen aus den Nachtcafés, Dimen-Balshäusern, niedrigen Varietés zc. zc.; dies alles zieht in Schmierensbeleuchtung vor dem Auge des Lesers vorüber, und das Ganze nennt sich dann „Berliner Roman“. Es ist ein langweiliges Buch. Wo wirklich der Verfasser einmal einen Anlauf nimmt, stumpft der federne Stil alsbald alles wieder ab. —

Theater.

Schiller-Theater. „Gebildete Menschen“, Volksstück in drei Aufzügen von Victor Léon. Es ist ganz Methode und Art des alten Volksstücks. Zwei Brüder, von denen der eine gebildet und arm, der andre reich und a bissel dumm ist, sind seit 25 Jahren entzweit. Dem Gebildeten — er ist Jurist — geht es immer schlechter. Wenn es klingelt, sädrit die ganze Familie zusammen, weil im allgemeinen nur Gläubiger zu ihnen kommen. Schließlich leben alle nur noch von den kümmerlichen Honoraren, die die Tochter durch Uebersetzungen zusammenbringt. Trotzdem geht der gebildete Hungerleider natürlich nicht zu seinem reichen Bruder, obgleich er dort mit offenen Armen und nicht zu verachtenden Danknoten empfangen werden würde. Die Menschen sind nun einmal so — in Theaterstücken. In Wirklichkeit schlünden sie viel Schlimmeres herunter, nicht nur ihrem Bruder gegenüber, sondern auch vor Fremden. Schließlich geht es aber doch nicht weiter, da der Hausbesitzer sie auf die Straße zu setzen droht. Die Tochter faßt sich daher ein Herz und geht zum reichen Bruder, der sie freundlich aufnimmt und mit fünfhundert Gulden entläßt. Den Eltern erzählt sie, daß ihr Verleger ihr das Geld als Voranschuß gegeben hat und die Eltern glauben es, was mich auf Augenblicke mit bitterer Melancholie erfüllte. Schließlich kommt der wahre Sachverhalt natürlich doch heraus und mit einer allgemeinen Veröhnung und zwei Verlobungen schließt das Stück.

Die sozujagen abstrakt erzählte Inhaltsangabe könnte leicht zu einem falschen Urtheil über das Stück verführen. Die Raubelät, die Wesen und Wert des ganzen Genres ausmacht, verträgt die kritische Auflösung nicht. In Wirklichkeit haben wir eine unterhaltende und durchaus respectable Arbeit vor uns, wenn auch nicht eben die Arbeit eines Dichters. Der erste Akt ist etwas lang geraten. Alles übrige aber unterhält, interessiert und ergreift sogar, wenigstens den naiven Teil des Publikums, zu dem ich gehöre. Im Vordergrund der Darstellung stand Pategg, der den reichen und a bissel dummen Bruder prachtwoll spielte. Er war immer gut und am besten gerade in den schwierigsten Partien, nämlich, wo Herzengüte und Probenium sich berühren. Der Weisfall, der ihm wiederholt bei offener Scene gespendet wurde, war reichlich verdient. Fräulein Marianne Wulf war als gebildete Tochter decent und echt, Herr Homma als Bildhauer frisch und natürlich und auch die übrigen Herrschaften füllten ihre Plätze wacker aus. Nur Fräulein Storm schrie im ersten Akt böse über das Gespräch hinaus, um sich dann gegen den Schluß zu bessern. —

L. S.

Kunfgetwerbliches.

— An der Vervollkommnung der Kornautotypie wird seit geraumer Zeit emsig gearbeitet. Auch Edm. Gaillard hat nach einem Bericht der „Bos. Fig.“ einen Kornglasraster von großer Leistungsfähigkeit erfunden. Das Verfahren bezieht in der Hauptsache, denjenigen Interessenten, denen Linienautotypie für Buchdruck wegen der gleichmäßigen mathematischen Verteilung der Halböne nicht gefällt, eine andre Form dieser Auflösung, und zwar durch Korn zu bieten. Zugleich soll dieses Verfahren die Autotypie den Zwecken der Lithographie in Halbönen zugänglich machen. Einige Reproduktionen in Kornautotypie, die im Januar-Februarheft der „Zeitschrift für Reproduktionstechnik“ mitgeteilt sind, zeigen, daß sich mit dem Gaillard'schen Kornglasraster vorzügliche Ergebnisse erzielen lassen. Verschiedene Landschaften und das Porträt eines alten Herrn nehmen sich wie Originalzeichnungen auf Stein aus. Die Uebergänge sind bis zu ihren feinsten Rändern wiedergegeben, und selbst in den tiefsten Schatten ist eine derartige scharfe Charakteristik der Technik beibehalten, daß fast jedes Korn zu sehen ist. Die Gesamtwirkung ist durchaus künstlerisch und läßt kaum vermuten, daß sie auf dem Wege eines Reproduktionsverfahrens erreicht ist. —

Psychologisches.

c. Was fürchten die Kinder? Professor Macdonald vom Washingtoner Erziehungsamt hat eine Reihe von Unter-

urhungen über die Ursachen, die in Kindern Furcht erregen, angestellt. Zu diesem Zweck hat er Hunderte von Listen verteilt, die alle möglichen Ursachen der Furcht enthielten. Eltern, Lehrer und andre Leute, aber auch die Kleinen selbst bezeichneten darin die Dinge, die den Kindern Furcht einflößen. Das Resultat ergab, daß das Gewitter am meisten gefürchtet wird; nächst dem kamen Reptilien, dann Fremde, Dunkelheit, Feuer, Tod, Haustiere Krankheit, wilde Tiere, Wasser, Insekten, Geister usw. Natürlich zeigte auch diese Statistik, daß die Mädchen bedeutend mehr Dinge fürchten als die Knaben, ausgenommen aber Wasser, hohe Plätze und Fremde. Das Verhältnis der Mädchen zu den Knaben in der Furcht vor Ratten und Mäusen war, um auch ein Zahlenbeispiel anzuführen, wie 75 zu 18. Es ergab sich auch, daß die Neigung sich zu fürchten, bei Knaben sich vom 7. zum 15. Jahre vergrößert und dann abnimmt, während sie sich bei den Mädchen ständiger vom 4. zum 18. Jahre vermehrt, ehe sie abnimmt. Die Furcht vor Donner und Blitz, Reptilien, Räufern und übernatürlichen Wesen vermehrt sich mit dem Alter. Eine andre Nachfrage bezog sich auf die Geisterfurcht bei Kindern. Man fand, daß die häufigste Quelle ihres Wissens von Geistern in Geschichten, die von andren Kindern erzählt wurden, zu suchen ist. Einige leiteten ihre erste Kenntnis von Bildern her, eine kleinere Zahl von Spielen oder aus ihrer eignen Einbildungskraft; die weitaus wenigsten hatten von Geistern zuerst durch die Eltern gehört. Natürlich wird fast allgemein der Glaube an solche Gespenster von der Furcht begleitet. Fast ein Drittel aller geprüften Kinder hatten dabei die Vorstellung, daß Geister weiß wären, und nur verhältnismäßig wenige glaubten, daß sie wie menschliche Körper oder daß sie wesenlos oder wie Verstorbene wären; vereinzelt fanden sich auch die Vorstellungen, daß sie lange Arme oder Hände hätten, und daß sie Skelette wären. Was die Attribute der „Gespenster“ betrifft, so wurde häufig angegeben, daß sie Grabesstimmen und hohle Augen haben. Die verbreitetste Vorstellung von der Macht der Geister war, daß sie Kinder verjagen und fangen. Andre Begriffe waren, daß sie schnell dahingleiten, erscheinen und verschwinden, alle möglichen, geheimnisvollen Dinge thun, den Tod vorherzujagen und den Leuten Schaden zuzufügen. Auf die Frage, wann Geister erscheinen, antworteten die meisten, wenn es dunkel und man allein ist. —

Völkerverkunde.

— Ueber den Werwolf bei den Toradjas im mittleren Celebes berichtet, wie wir dem „Globe“ entnehmen, Alb. C. Kruif in der „Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde“. Nach dem Glauben der Toradjas wird man Werwolf entweder von selbst oder durch Ansehung. Ein Kind kann z. B. Werwolf werden, wenn es den Reis aufißt, den sein Vater, der ein Werwolf ist, übrig gelassen hat. Ein anderer Mensch wird zum Werwolf, wenn er denselben Krutknaps benutzt, aus dem ein Werwolf getrunken hat, oder beim Betrinken von demselben Stall nimmt, von dem ein solcher etwas gebraucht hat. Sowohl Männer als auch Frauen können Werwölfe sein. Man glaubt auch, daß es Leute giebt, die Werwölfe von ihrer Werwölfchaft befreien können. Während ein Werwolf schläft oder bei der Arbeit ist, verklärt sein Schwestern (lambojo) den Körper und irt in der Gestalt eines Hirsches, Schweines, Krotobils, Affen, Büffels (nur mit einem Horn) oder einer Kacke umher, um sich Beute zu suchen. Er fällt stets allein gehende Menschen an, diese werden bei seiner Annäherung schläfrig, so daß sie keine Kraft zum Widerstande haben. Bei seinem Opfer angekommen, nimmt der Werwolf seine Menschengestalt an (sein Körper ist aber zu Hause geblieben), zerhaut den inzwischen in Ohnmacht gefallenem Körper in viele Stücke, öffnet den Bauch und ißt die Leber auf. Dann sßt er die Körperteile wieder aneinander, beledt dieselben, und der Mensch wird wieder normal. Erwacht er dann aus seiner Verklärung, dann weiß er nicht, was mit ihm geschehen und wer seine Leber gegessen hat. Nach wenigen Tagen stirbt der Mensch dann. Hat man einen Menschen als Werwolf erkannt, so wird die Todesstrafe über ihn verhängt. Zuvor muß er ein Gottesurteil über sich ergehen lassen, und zwar einen Finger in geschmolzenes, siedendes Dammarharz stecken. Verbrennt der Finger, so ist der Werwolf für schuldig befunden, bleibt der Finger gesund, so ist die Anschuldigung eine falsche gewesen, die Ankläger müssen dann Strafe bezahlen. Wie Kruif mitteilt, kommen Werwolfprozesse im mittleren Celebes sehr häufig und bis in die neueste Zeit hinein vor. —

Technisches.

— Die Urstthalssperre bei Gemünd. Im bergischen Lande sind schon mehrere Thalsperren nach den Entwürfen des Professor Jzke in Aachen hergestellt, und nun wird auch das Eisfeldgebiet bald eine Thalsperre erhalten im Urstthale in der Nähe des betriebreichen Städtchens Gemünd. Dort beschäftigt man sich schon seit Jahren lebhaft mit der gewaltigen Anlage, die die Ueberschwemmungen der Ruhr in den Kreisen Düren, Jülich und Heinsberg verhindern soll und den landwirtschaftlichen Reizen der Gegend eine weitere Anziehungskraft sichert. Die gewaltige Abschlußmauer wird von Gemünd 12 Kilometer entfernt, aber durch eine Kleinbahn von dort im Sommer leicht zu erreichen sein. Zum Bau der Thalsperre wird diese Bahn schon jetzt angelegt zur Beförderung der Arbeiter, der Materialien sowie zum Transport der Erdmassen. Man hofft, daß die Bahn auch später dem Fremdenverkehr dienen

kann. In der Luftlinie gemessen liegt Gemünd nur 5 Kilometer von der Abschlußmauer des Sees; da die Luft indessen sich um die vorspringenden Felsen windet und der Weg über den See an den Felsen vorbeiziehen muß, so ergibt sich die angegebene Entfernung von etwa 12 Kilometer bis zur Abschlußmauer. Doch hat Gemünd den Anfang der Seestaunung schon in unmittelbarer Nähe bei dem nur einige Minuten unterhalb im Thale gelegenen Dörfchen Maßbenden, welches seit einigen Jahren aus Schutt und Asche neuerstanden ist. Von hier bis zu dem gewaltigen Mauerbogen gegenüber dem Wildpretshügel links von der Kermeterforststraße wendet sich der See schlangenförmig zwischen den beiderseitigen Felspartien. In der Mitte dieser Strecke, wo jetzt noch das Gehöft Krummenauel und die vor einigen Jahren über die Urst erbaute Pionierbrücke steht, erweitert sich das Bassin zu einem fast kreisförmigen See. Er wird das genannte Gehöft nebst Brücke und einem Forsthaue verschlungen. Vor der Abschlußmauer im letzten Teile gestaltet sich der See zur langgestreckten Fläche und wird von der Mauer aus einem mächtigen Anblick gewährt. Die Thalsperre wird im Sammelbecken 45 1/2 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Die in mächtigem Halbbogen projektierte Abschlußmauer ist 58 Meter hoch und unten 55 Meter breit. Nach oben verjüngt sich mit dem geringeren Druck die 58 Meter hohe Mauer bis auf 6 Meter Breite der darüber führenden Fahrstraße. Die Abschlußmauer wird von vier hübschen Tünnen flankiert sein. Die Mauerkrone liegt 324 Meter über dem Meerespiegel, während die Thalsperre nur 270 Meter hoch liegt. Hieraus kann man sich einen Begriff von der Tiefe des Bassins, etwa 150 Fuß, machen. Die Urstthalssperre umfaßt ein Niederschlagsgebiet von 375 Quadratkilometer mit einer Gesamtabflußmenge von 180 Millionen Kubikmeter pro Jahr. Das Sammelbecken ermöglicht eine Verminderung der größten Hochfluten der Ruhr um etwa 100 Kubikmeter sekundlich, eine Vergrößerung des niedrigsten Wassers um etwa 7 Kubikmeter in der Sekunde. —

Humoristisches.

— Reingefallen. Der Gymnasial-Professor Schöpple kommt des öfteren morgens einige Minuten zu spät in den Dienst, was der Herr Direktor mit Mißfallen bemerkt hat. Als ersterer nun eines Tags wiederum kurz nach Beginn des Unterrichts erscheint, pendelt der Herr Direktor schon im Korridor auf und ab, um ihn abzufangen. Nach höflichem Gruß wandelt auch Schöpple eine Weile hin und her. Endlich zieht der Direktor seine Uhr hervor und ruf stürmisch: „Herr Kollege! Es ist bereits zehn Minuten nach acht! Wollen Sie sich nicht in Ihre Klasse bemühen?“ — „Bitte um Entschuldigung,“ entgegnet Schöpple, „ich habe ja jetzt gar keinen Unterricht, — aber Sie!“

— Wissenschaftlich erklärt. Frau Vierdimpfl (vorlesend): „Die Nervennasse des Gehirns besteht aus achtundsechzig Prozent Wasser, an —“

Herr Vierdimpfl (sie unterbrechend): „Hör auf, hör auf! Nacha wunder'ts mi nimmer, daß i nervös bin.“

— Voshaff. 1. Schauspieler: „Bei jener Stelle, Herr Kollega, bei welcher ich ausruhe: „Ha! Ich habe einen Gedanken!“ fasse ich unwillkürlich mit der Rechten nach der Stirn, gleichsam als ob ich damit sagen wollte...“

2. Schauspieler (nach ergänzend): „... durch diese hohle Gasse muß er kommen!“ (Weggend. Hum. Bl.)

Notizen.

— Bei Kroll wird in den Sommermonaten eine Reihe von Operetten-Aufführungen veranstaltet. In den Spielplan sollen aufgenommen werden: Messagers „Brigitte“, Fellig „Rhodope“, Willköders „Gasparone“ und Strauß „Fledermaus“.

— Auch Albert Heine wird das Berliner Schauspielhaus verlassen und an das Wiener Burgtheater gehen.

— Das Tanzspiel „Pan im Pusa“, in Mail geiebt von Felig Mottl, erzielte bei der Erstaufführung in Karlsruhe einen lebhaften Erfolg.

— Henry Irving und Ellen Terry haben in Chicago bei einem dreiwöchentlichen Gastspiel 75 000 Dollar an der Kasse eingenommen.

— In Stuttgart fand man, wie der „Voss. Jg.“ von dort geschrieben wird, bei den Ausschachtungen, die zum Zwecke eines Neubaus in der inneren Stadt gemacht wurden, zahlreiche Knochen, Stoßzähne und sonstige Ueberreste, die dem Wildpferd, sowie dem Nashorn und dem Wammut angehörten; besonders interessant ist der vollständig erhaltene Unterleifer eines jungen Wammuts, in dem noch die Milchzähne vorhanden sind. Am Tage nach diesem Funde grub man in dem benachbarten Cannstatt auf dem Grundstück einer Ziegelei ein ganz wundervolles Exemplar eines Wammut-Stoßzahns aus; dieser ist beinahe zwei Meter lang, sehr schön und prächtig gewunden. Unfern von diesem Fundorte wurde nun heute in einem Steinbruch wiederum ein sehr schöner, ebenfalls fast zwei Meter langer Wammutzahn aufgedeckt. Er lag etwa drei Meter unterhalb der Erdoberfläche im Diluviallehm gebettet. Es ist eine den hiesigen Paläontologen bekannte Thatsache, daß der Cannstatter Grund und Boden noch zahllose Schätze an Wammutzähnen und Ueberresten prähistorischer Art birgt. —